

## Prinzipien, Parameter und Privatsprachen: Die soziale Seite der Grammatik

Peter Meyer

### 0. Das Problem

Das sogenannte *Privatsprachenargument* in den *Philosophischen Untersuchungen* Ludwig Wittgensteins gehört zweifellos zu den prominentesten und meistdiskutierten Problemen der Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts. Umstritten ist dabei bekanntlich nicht nur Wittgensteins These; vielmehr ist durchaus unklar, welchen Inhalts diese These eigentlich genau ist und wo in den *Philosophischen Untersuchungen* sie formuliert bzw. begründet wird. In jedem Falle ist das Privatsprachenargument Teil eines umfassenderen philosophischen Programms des späteren Wittgenstein, das Sprache als ein irreduzibel *soziales* Phänomen auszuweisen versucht, mithin als etwas, das nicht einer Person in Isolation zukommt, sondern nur einer *Gemeinschaft* von interagierenden Personen als Bestandteil ihrer „Lebensform“ zugeschrieben werden kann.

Besondere Brisanz scheint Wittgensteins Position vor allem für das sprachtheoretische Unternehmen Noam Chomskys zu haben, aus dessen Sicht Sprache ein Bestandteil der biologischen Ausstattung jedes einzelnen menschlichen Individuums ist. Aus der Sicht des *Prinzipien- und Parametermodells* Chomskys<sup>1</sup> erscheint Sprache als ein angeborenes, gewissermaßen fest im Individuum verdrahtetes, universelles Ensemble von Strukturprinzipien, die die menschliche Sprachfähigkeit ausmachen und die schnelle und weitestgehend intelligenzunabhängige Erlernbarkeit von Sprache erklärbar machen. Im Verlaufe des Erstspracherwerbs werden bestimmte, zunächst nicht festgelegte, Variablen in diesen Prinzipien, die sogenannten Parameter, durch sprachliche Daten auf einen bestimmten Wert gesetzt. Die Parametrisierung der Parameter soll die große Bandbreite von strukturellen Unterschieden zwischen verschiedenen Sprachen erklären, die auf den ersten Blick im Widerspruch zur Annahme universeller Prinzipien zu stehen scheint. Chomsky versteht unter Sprache also eine genetisch determinierte, im Individuum angesiedelte *Fähigkeit*. Die wesentliche Aufgabe sprachwissenschaftlicher Forschung muß entsprechend die empirische Gewinnung von Aussagen über dieses „Sprachorgan“ sein.

Es liegt nahe zu fragen, ob die von Chomsky stipulierte universelle angeborene Sprachfähigkeit eine Privatsprache im Sinne Wittgensteins ist. In diesem Falle wäre das Programm einer biologisch orientierten generativen Sprachtheorie durch Wittgensteins Argumente in Frage gestellt. Chomsky selber diskutiert Wittgensteins These in mehreren Veröffentlichungen, insbesondere in

---

<sup>1</sup> Vgl. Chomsky (1996) für eine aktuelle Diskussion.

seinem Buch *Knowledge of Language* (1986). Die jüngste ausführliche Diskussion zu diesem Thema, die Chomskys Position neu aufgreift und modifiziert, nimmt in der Monographie *Sprache als Organ – Sprache als Lebensform* von Günther Grewendorf das erste Kapitel ein (1995, 14–59).

Grewendorf versucht zu zeigen, daß eine biologistisch fundierte Chomskysche Sprachtheorie von Wittgensteins Privatsprachenargument nicht nur nicht betroffen ist, sondern sogar impliziert, daß die Möglichkeit einer privaten Sprache notwendige *Voraussetzung* für eine öffentliche Sprache ist. Im folgenden soll jedoch folgende *Gegenthese* vertreten werden. Man darf Grewendorf – der sich hierbei im übrigen ausdrücklich auf Wittgenstein selbst beruft –, wie ich denke, darin zustimmen, daß die Chomskysche Annahme der *Existenz* einer angeborenen, also nicht durch Lernen erworbenen, und von anderen kognitiven Fähigkeiten möglicherweise unabhängigen Sprachfähigkeit nicht nur nicht im Widerspruch zu einer (z.B. Wittgensteinschen) Auffassung von Sprache als konstitutivem 'Bestandteil' einer sozialen „Lebensform“ steht, sondern sogar empirisch durchaus wahrscheinlich gemacht werden kann. Der Anspruch der neueren generativistischen Theorieangebote, *eine explanative empirische Theorie eben dieser Sprachfähigkeit zu liefern*, ist jedoch, so meine Behauptung, nicht hinreichend begründbar. Dies kann nun, wie zu zeigen sein wird, gerade auch unter Rückgriff auf das Privatsprachenargument gezeigt werden, indem man die impliziten Bedingungen und Voraussetzungen der tatsächlichen Praxis generativer bzw. strukturalistischer Sprachbeschreibung herausarbeitet und zeigt, daß letztere, wie 'traditionelle' linguistische Beschreibung auch, *wesentlich* unter Rekurs auf Aussagen über das kommunikative und mithin *soziale* 'Funktionieren' sprachlicher Äußerungen gewonnen und gerechtfertigt werden muß, Aussagen, die aus prinzipiellen Gründen nicht auf neuronale oder biologische Gegebenheiten im sprechenden Individuum abbildbar sind. Die genannte Gegenthese impliziert übrigens nicht, daß die im Rahmen des Prinzipien- und Parameteransatzes vorgelegten grammatischen Analysen als *Sprachbeschreibungen* nicht sehr wohl Empirizität beanspruchen können; vielmehr wird man konzedieren dürfen, daß kaum ein anderer theoretischer Ansatz in der Linguistik in vergleichbarer Weise empirisch fruchtbar geworden ist. Die Gegenthese ist des weiteren sogar kompatibel mit der Annahme 'universeller' Prinzipien ähnlich der von Chomsky und anderen vorgeschlagenen Art. Herausgearbeitet werden muß jedoch, worüber diese Prinzipien Auskunft geben, wenn es sich denn nicht um Aussagen über die funktionale Struktur eines stipulierten Sprachorgans handelt.

## 1. Das Privatsprachenargument

Immer wieder geht es in den *Philosophischen Untersuchungen* Wittgensteins darum, daß sprachliche Äußerungen, allgemeiner: Handlungen, die für andere 'bedeutungsvoll' sind, ihre Bedeutung nicht durch private, innere Akte der 'Bedeutungsverleihung' seitens des Handelnden gewinnen.<sup>2</sup>

Insbesondere sind, wie Wittgenstein anhand einer sorgfältigen Untersuchung unserer tatsächlichen Verwendung dieser Termini nachzuweisen versucht, *Meinen* und *Verstehen* keine solchen inneren Akte der Bedeutungsverleihung. Wenn man z.B. erklärt, man meine seine eigene Äußerung so und so, dann redet man nicht über irgendeinen inneren Zustand oder eine „Vorstellung“, die man hatte, als man seine damalige Äußerung tätigte; sondern man versucht gewissermaßen, den anderen durch eine Paraphrase seiner eigenen Äußerung auf einen anderen Kontext zu stoßen, ihn gewissermaßen in ein anderes Interaktionsmuster hineinzuversetzen – um nur ein Beispiel für die zahlreichen möglichen Gebrauchsweisen von 'Meinen' zu nennen.

Ihre vielleicht bekannteste und kontroverseste Formulierung hat diese Kritik an der Reduktion öffentlichen Zeichengebrauchs auf private Zustände der Zeichenbenutzer bei Wittgenstein im heute oft so genannten *Privatsprachenargument* erfahren. Auf eine weitergehende Darstellung des Argumentes (genauer gesagt: seiner verschiedenen Rekonstruktionen) und der sich darum herum rankenden Debatte muß hier selbstverständlich verzichtet werden.<sup>3</sup> Für die Zwecke unserer Diskussion greife ich nur einige wenige Punkte aus diesem Problemkomplex heraus.

Unter einer *Privatsprache* versteht man eine Sprache, die aus prinzipiellen Gründen nur eine einzige Person verstehen und verwenden kann. Andere können diese Sprache nicht erlernen. In den *Philosophischen Untersuchungen* geht es nach verbreiteter Ansicht um einen Nachweis für die (zunächst durchaus unklare) Behauptung, daß eine solche Sprache „undenkbar“ ist. Ich diskutiere zunächst kurz ein bekanntes von Wittgenstein diskutiertes Beispiel, das „E-Spiel“ (PU 258ff.). Das „E-Spiel“ besteht darin, daß ein „Spieler“ an jedem Tag, an dem er eine ganz bestimmte private, also nur ihm selber zugängliche, Empfindung hat, das Zeichen „E“ in seinen Kalender schreibt, so daß „E“ demnach tatsächlich der Name oder die Bezeichnung für eine genuin private Empfindung zu sein scheint, im Gegensatz zu 'gewöhnlichen' Empfindungen, für die wir in einer 'öffentlich verständlichen' Sprache gebräuchliche Wörter haben. Mit Wittgenstein dürfen wir davon ausgehen, daß diese gewöhnlichen, öffentlichen Empfindungswörter sich *nicht* auf private, nur einer einzigen Person zugängliche, weil sich in ihr abspielende, Zustände beziehen; wäre es nämlich so, könnten wir nicht einmal erklären, wie jemand Äußerungen verstehen kann,

---

<sup>2</sup> Für eine gut lesbare Einführung in grundlegende Aspekte Wittgensteinschen Denkens vgl. Savigny (1996) sowie Savigny (1993).

<sup>3</sup> Vgl. Jones (1971) für einen älteren Überblick.

die ich über meine Empfindungen mache; oder wie jemand berechnete und sinnvolle Aussagen über Empfindungen anderer machen kann; usw.<sup>4</sup> Vorsichtshalber sollten wir daher im Falle des „E-Spielers“ lieber nur von einer 'Pseudo-Empfindung' reden, die durch die „E“-Zeichen im Kalender 'pseudo-bezeichnet' wird.

## 2. Das Privatsprachenargument: Eine Kritik der Kritik

Nach der von Grewendorf so bezeichneten „Standardrekonstruktion“ des Privatsprachenargumentes argumentiert Wittgenstein nun wie folgt *gegen die Behauptung, das „E-Spiel“* (und mit ihm alle möglichen anderen Beispiele von angeblichen Privatsprachen) *sei wirklich ein Beispiel für eine private Sprache*. Damit das Zeichen „E“ eine Pseudo-Bezeichnung der betreffenden Pseudo-Empfindung sein kann, muß sich der „E-Spieler“ *richtig* an die 'Verbindung' von „E“ mit dieser Pseudo-Empfindung *erinnern* können. Es gibt jedoch kein Kriterium für die Richtigkeit seiner Erinnerung, denn solche Kriterien sind grundsätzlich öffentlich, also z.B. von anderen kontrollierbar – gegen die Voraussetzungen des Gedankenexperimentes. 'Richtig' kann für den „E-Spieler“ nur heißen: 'was immer ihm richtig erscheinen mag' (PU 258).<sup>5</sup>

Grewendorf weist diese Standardrekonstruktion in der Folge als *Trivialisierung* der Wittgensteinischen Argumentation zurück: Man könne die „Undenkbarkeit“ einer privaten „Sprache“ – für die es ja schon *definitionsgemäß* keine öffentlichen Kriterien der Richtigkeit des Sprachgebrauches oder des richtigen Verstehens geben kann – nicht durch den Nachweis aufzeigen, daß sie Forderungen nicht genügt, die man definitionsgemäß an eine *öffentliche* Sprache stellt – nämlich eben die Anwendbarkeit von öffentlichen Kriterien der Richtigkeit des Wortgebrauches, Bezeichnens, Verstehens usw. (vgl. S. 25).

Problematisch an Grewendorfs Kritik und seiner eigenen, an Savigny 1993 orientierten Deutung des Arguments ist die implizite Voraussetzung, daß wir über einen *allgemeinen* Begriff von 'Sprache' verfügen, der sozusagen unabhängig und abgelöst von einem Konzept von 'Öffentlichkeit' ist und durch die Adjektive 'öffentlich' und 'privat' nur in komplementärer Weise

<sup>4</sup> Wittgenstein leugnet natürlich *nicht*, daß wir innere Erlebnisse und Zustände haben, bzw. daß von außen 'unzugängliche' Vorgänge in unserem Körper in einem Zusammenhang mit Empfindungsausdrücken stehen. Der Punkt ist vielmehr, daß z.B. Aussagen, die wir 'Aussagen über Empfindungen' nennen, keine *Berichte über solche internen Prozesse/Zustände* sein können; solche internen Verhältnisse würden sich, wie Wittgenstein sagt, aus einer Beschreibung der *kommunikativen* Rolle von Empfindungsausdrücken gewissermaßen 'herauskurzen'.

<sup>5</sup> Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei hier betont, daß Wittgenstein *nicht* behauptet, es könne so etwas wie ein „E-Spiel“ gar nicht geben. Dies wird nicht in Abrede gestellt. Es geht hier nur um die (von Wittgenstein negativ beantwortete) Frage, ob das „E-Spiel“ *sprachförmig* ist, d.h. ob das Schreiben des Zeichens „E“ in den Kalender als *sprachlicher Ausdruck* einer privaten, nur dem E-Spieler zugänglichen (Pseudo-)Empfindung aufgefaßt werden kann.

jeweils auf einen bestimmten Bereich eingeschränkt wird; etwa als ob wir, die wir bisher nur mit 'öffentlichen Sprachen' zu tun gehabt haben, ein Konzept von 'privater Sprache' aus einer semantischen Verhältnisgleichung des Typs

**'öffentliche Veranstaltung' : 'private Veranstaltung' = 'öffentliche Sprache' : X**  
ableiten könnten und dann nach weiteren Eigenschaften dieses X fragen dürften.<sup>6</sup> Grewendorf geht bei seinen eigenen Überlegungen davon aus, daß X ein in sich sinnvoller Begriff ist, der aber – die Argumentation Wittgensteins als korrekt vorausgesetzt – aus „logischen Gründen“ die Extension Null hat; mit anderen Worten: Es gibt zwar das Konzept, aber keine Entitäten, die unter dieses Konzept fallen. Grewendorf selber plädiert später in seiner Argumentation dafür, daß das Konzept nicht leer ist, sondern daß die im angeborenen Spracherwerbsmechanismus (LAD) im menschlichen Gehirn 'kodierte' Prinzipien eine solche Privatsprache darstellen.

Nach meiner Auffassung ist die Stoßrichtung der Wittgensteinschen Argumentation jedoch um einiges grundsätzlicher und gleichzeitig in gewisser Weise noch 'trivialer', als Grewendorf ver-  
meint. Tatsächlich scheint mir die Pointe des Privatsprachenarguments gerade darin zu bestehen, daß die oben aufgestellte 'semantische Verhältnisgleichung' als *in sich sinnlos* zurückgewiesen wird. Demzufolge wäre der Begriff der Privatsprache nicht etwa bloß (extensions-)leer, sondern schlicht sinnlos und erst gar nicht explizierbar. Das 'Pseudo-Bezeichnen' der 'Pseudo-Empfindung' soll ja nach Voraussetzung kein 'Bezeichnen' einer 'Empfindung' in dem Sinne sein, den diese Termini in *unserer* 'öffentlichen' Sprache haben, sondern es handelt sich um 'private' Sachverhalte, die nur einer Person irgendwie 'zugänglich' sein sollen. Der entscheidende Punkt ist nun: Schon die bloße Verwendung der Begriffe 'Pseudo-Empfindung' und 'Pseudo-Bezeichnung' in einer sprachphilosophischen Argumentation ist offenbar ein *performativer Selbstwiderspruch*, weil *wir* mit ihnen in unserer öffentlichen Sprache etwas 'bezeichnen' wollen, was laut

<sup>6</sup> Diese abstrakte Verhältnisgleichung läßt sich wie folgt anhand des „E-Spieles“ illustrieren. Das Privatsprachenargument dient – nach der hier vorgeschlagenen Interpretation – wesentlich dem Zweck zu zeigen, daß Sätze wie die beiden folgenden, trotz ihres vermeintlichen Gleichklanges und trotz der scheinbar sehr ähnlichen Sachlage, fundamental unterschiedlichen Sinn haben:

(i) *Der am Tag t geäußerte (oder niedergeschriebene) deutsche Satz „Ich habe Zahnschmerzen“ bezeichnet eine bestimmte Empfindung, die der Sprecher am Tag t gehabt hat.*

(ii) *Das am Tag t in den Kalender geschriebene „E“ (pseudo-)bezeichnet eine bestimmte (Pseudo-) Empfindung, die der „E-Speaker“ am Tag t gehabt hat.*

Wittgenstein wendet sich hier gegen die Vermutung, in beiden Fällen liege im Kern derselbe Sachverhalt vor (nämlich etwa ein „Bezeichnen“ oder ein „Reden über eine Empfindung“), der nur im Falle (i) „öffentlichen“ und im Falle (ii) „privaten“ Charakter habe. Vielmehr ist die Verwendung des Wortes 'Bezeichnen' im Fall (ii) irreführend bis unsinnig. Ebenso gut könnte man sonst z.B. auch auf die Idee kommen, ein nestbauender Vogel „bezeichne“ mit seinem Nestbauverhalten einen bestimmten inneren Zustand (etwa den „Drang, ein Nest bauen zu wollen“). Interessanterweise klingt *diese* Ausdrucksweise von vornherein ziemlich unsinnig, offenbar weil gewisse äußerliche Situationsmerkmale fehlen, die uns beim E-Spieler Sprachförmigkeit suggerieren.

Voraussetzung nur von einer Person 'privat' bezeichnen sein soll. Wir wollen hier also mit Wörtern unserer Sprache ausdrücken, was sich mit Wörtern unserer Sprache nicht ausdrücken *läßt*. Etwas pointierter: Ein öffentlich-sprachlicher Begriff wie 'Pseudo-Empfindung' oder 'Pseudo-Bezeichnung' ist *per definitionem* bedeutungslos und unverständlich. Dieser elementaren Schwierigkeit ist durch keine weiteren Explikationsversuche zu entkommen. Wir können zwar irgendwelche Handlungen (etwa die, ab und zu ein „E“ in einen Kalender zu schreiben) als „Verwendung einer Privatsprache“ oder als „(Pseudo-) Bezeichnen einer (Pseudo-)Empfindung“ bezeichnen – niemand kann uns daran hindern –, aber damit haben wir noch nichts über diese Handlungen gesagt, sondern eigentlich nur einen neuen, zudem noch wenig nützlichen, vielmehr sogar irreführenden Sprachgebrauch für die Bezeichnung solcher Handlungen eingeführt. Das Privatsprachenargument ist demnach in der Tat in gewisser Weise trivial. Es besagt einfach, daß jemand, der sich Gedanken über die Möglichkeit oder das Aussehen von Privatsprachen macht, nicht einmal konsistent erklären könnte, worüber er da eigentlich nachdenkt.

Damit befinden wir uns jedoch letztlich wieder im Kontext der vorangegangenen Diskussion, insbesondere bei der die *Philosophischen Untersuchungen* beherrschenden These, daß 'öffentliche Bedeutungshaftigkeit' nicht auf gewisse innerliche Verhältnisse, etwa Gedanken oder Vorstellungen, zurückzuführen sein kann – mit dem Korollar, daß Sprache dann auch nicht dazu da ist, solche innerlichen Verhältnisse „zum Ausdruck zu bringen“.<sup>7</sup> Die Überzeugung, ein wie auch immer ausschender *Begriff* von privater Sprache im Sinne obiger Verhältnisgleichung sei sinnvoll, spiegelt aber letztlich genau solche Auffassungen wieder, indem sie davon ausgeht, daß der „E-Spieler“ mit seinen Kalendereinträgen eine bestimmte, eben: private, Sorte von innerlichen Verhältnissen „ausdrückt“, während die in einer öffentlichen Sprache ausgedrückten innerlichen Zustände einer öffentlichen, auch für andere verständlichen Sorte von Zuständen angehören.

Gegen Grewendorf muß daher in diesem Zusammenhang geltend gemacht werden, daß die angeborenen Prinzipien des LAD *keine* geeigneten Kandidaten für eine 'Privatsprache' im Sinne Wittgensteins sein können. Die als universell unterstellten parametrisierten Prinzipien des sogenannten „minimalistischen Programms“ Chomskys betreffen, und daran hat sich seit den Zeiten seiner *Aspects* (1965) nichts geändert, eine unterstellte abstrakte formalsyntaktische Kompetenz des Sprachenverwenders. Mit Fragen der *Bedeutung* oder der *Verwendung* sprachlicher Zeichen in umfassenderen menschlichen Handlungs- und Interaktionskontexten hat diese Kompetenz nichts zu tun, auch dort nicht, wo eine sogenannte 'Logical Form' als eigene Beschreibungsebene

---

<sup>7</sup> Der weit verbreiteten gegenteiligen Auffassung schließt sich, trotz seiner subtilen und in Teilen durchaus auch zustimmenden Diskussion der Auffassungen Wittgensteins, auch Grewendorf an (1995, 58).

angenommen wird, um gewisse 'semantische' Phänomene, wie z.B. Quantorenskopos, mitmodellieren zu können. Genau um Fragen der Bedeutung und pragmatischen Zeichenverwendung geht es aber im Privatsprachenargument, wie übrigens auch in der berühmten Regelfolgediskussion in den *Philosophischen Untersuchungen*. Betrachten wir in diesem Zusammenhang ein letztes Mal den „E-Spieler“ und nehmen wir diesmal an, er kenne nicht nur das Zeichen „E“, sondern verschiedene, in sich strukturell gegliederte Symbole, von denen er, je nach vermeintlicher „innerer Befindlichkeit“, jeweils eines pro Tag in seinen Kalender schreibt. Nehmen wir weiter an, das Niederschreiben dieser Symbole sei ihm, ebenso wie die Regeln ihres strukturellen Aufbaus, angeboren, so daß der Spieler das Niederschreiben weder erst erlernen noch erfinden mußte. Beherrscht dieser Spieler eine Privatsprache im Wittgensteinschen Sinne? Nein! Alles, was wir über ihn sagen können, ist, daß er *gewissen Verhaltensweisen* folgt, die ihm angeboren sind. Möglicherweise kann ein Beobachter diese Verhaltensweisen sogar mit gewissen neurophysiologischen Zuständen des Spielers korrelieren; aber auch dann würde es keinen Sinn machen – bzw. eine rein willkürliche Sprachregelung sein –, zu sagen, diese Verhaltensweisen hätten eine (private) „Bedeutung“ oder „ständen für“ gewisse innerliche Zustände. Ebenso wenig kämen wir ja auf die Idee, angeborene komplexe Verhaltensweisen von Tieren (etwa Nestbau oder Nahrungsbeschaffung betreffend) *in dem Sinne* als „Bezeichnung“ für irgendwelche inneren Befindlichkeiten der Tiere zu werten, in dem wir gewisse unter unseren sprachlichen Äußerungen als „Bezeichnung“ für Empfindungen oder anderes bezeichnen. Der Punkt ist, daß Verhaltensweisen eines Individuums nur dann als „bedeutungshaft“ im üblichen Sinne bezeichnet werden können, wenn sie *relativ zu ihrer 'sozialen Rolle' in einer dieses Individuum umfassenden 'Gesellschaft'* betrachtet werden. Ein isoliertes Individuum kann keine Bedeutung „erzeugen“. *Sprachliche Bedeutung ist ein soziales Phänomen.*<sup>8</sup>

### 3. Exkurs (I): Das Gricesche Programm

Wittgensteins Kritik an internalistisch-individualistischen Zugängen zum Konzept der sprachlichen Bedeutung hat, wenn man sie ernst nimmt, weitreichende Folgen für die Beurteilung auch der nicht an Chomsky orientierten kognitivistischen und pragmatischen Grundlagendiskussion in

<sup>8</sup> Damit ist nicht bloß gemeint, daß die anderen ihre Wörter und Sätze in den gleichen Fällen verwenden würden, in denen ich sie verwende; und daß sie Ausdrücke auf die gleiche Weise verstehen wie ich. Diese 'kollektivistische' Deutung des Sozialen, die z.B. von v. Kutschera (1991) in seiner Kritik an Kripkes Deutung (1982) der Wittgensteinschen Regelfolgediskussion vorausgesetzt wird, würde in der Tat selbstdestruktiv sein, weil sie denselben Einwänden ausgesetzt wäre, die Wittgenstein gegen die „Sprachhaftigkeit“ des E-Spieles vorgebracht hat. Diese Deutung geht jedoch schon an den Sachgegebenheiten vorbei (für viele Ausdrücke ist es ja geradezu konstitutiv, daß einige sie in bestimmten Situationen verwenden, andere nicht oder anders). Wie man sich genuin soziale Phänomene vorzustellen hat, darüber findet sich bei Wittgenstein in der Tat wenig. Ein bemerkenswerter konstruktiver Vorschlag findet sich in den Schriften Luhmanns, vgl. Luhmann (1984) für die systemtheoretischen Grundlagen.

der heutigen Linguistik. Ich greife hier als Beispiel den in zahlreichen Modifikationen vorliegenden Versuch von Grice auf, kommunikatives Handeln auf komplexe Konstellationen von 'propositionalen Einstellungen' des Sprechers zurückzuführen. Der thematische Exkurs verfolgt zwei Ziele. Zum einen geht es um eine weitergehende Veranschaulichung der Relevanz sprachphilosophischer Reflexion für die Linguistik. Zum anderen geht es um folgendes, weiter unten noch näher ausgebreitetes Problem: Die Möglichkeit, einer Person diejenigen komplexen Intentionen überhaupt zuschreiben zu können, die im Griceschen Programm angenommen werden, beruht bereits auf einer immer schon vorauszusetzenden, der betreffenden Person und dem Beschreibenden gemeinsamen, kommunikativen Kompetenz, die insbesondere auch *syntaktische Strukturiertheit* des jeweiligen 'Kommunikationsmediums' voraussetzt. Umgekehrt gilt aber auch, daß syntaktische Analysen, wie sie von Chomsky und anderen durchgeführt werden, zwangsläufig auf die 'kommunikative Rolle' untersuchter Äußerungshandlungen rekurrieren müssen. Sprachliche Kommunikation läßt sich daher *weder* auf der Grundlage vermeintlich privater intentionaler Einstellungen des Griceschen Typus *noch* auf der Grundlage Chomskyscher angeborener interner formaler Strukturen verstehen. Vielmehr sind zugeschriebene Intentionen einerseits und syntaktische Strukturen andererseits verschiedene, zueinander komplementäre, Abstraktionen über Regularitäten in unseren sozialen Interaktionsmustern, Abstraktionen zudem, *die sich gegenseitig begrifflich voraussetzen*.

Der kleinste gemeinsame Nenner der meisten Variationen des Griceschen Grundmodells lautet etwa wie folgt: Der Sprecher S *meint* mit seiner Handlung H, daß p, wenn S gegenüber dem Adressaten A eine bestimmte Intention I hegt (A soll p glauben oder tun); und S hat außerdem die Intention, daß A eben diese Intention I aufgrund der Handlung H *erkennen* möge.<sup>9</sup> Diese Explikation des Begriffes 'kommunikative Handlung' scheitert letztlich am vorausgesetzten Verständnis von Intentionen. Grice und seine Anhänger müssen Intentionen und propositionale Einstellungen allgemein (also auch Wissen, Glauben, Hoffen, Fürchten usw.) als Eigenschaften oder Zustände von *Individuen* konzipieren. Tatsächlich meinen wir auch alltagssprachlich gelegentlich 'individuelle Zustände', wenn wir von Wollen oder Glauben sprechen. So sagen wir vielleicht, die Katze *wolle die Maus fangen*, wenn sie stundenlang ohne jede Bewegung vor dem Mauseloch sitzen bleibt. Genauer betrachtet, benutzen wir in solchen Fällen die Redeweise von Intentionen, um von beobachtetem *Verhalten* auf künftige Geschehnisse zu schließen bzw., allgemeiner, es in einen umfassenderen Erfahrungskontext einzubetten: Wenn die Maus herauskommt, so vermuten wir, wird sich die Katze in irgendeiner unerfreulichen Form mit ihr befassen.

---

<sup>9</sup> Alle wesentlichen Arbeiten finden sich in Grice (1993). Von den zahlreichen Weiterentwicklungen und Ausarbeitungen des Grundmodells sei Meggle (1994) hervorgehoben.



sen und sich dann nicht mehr um das Mausloch kümmern. Nennen wir dieses bloß inferentiell-individuelle Wollen für einen Augenblick ein 'im-Schilde-Führen'. Für eine Erklärung *kommunikativen Handelns* reicht das im-Schilde-Führen aber nicht aus. Nehmen wir an, X bitte mich, am Abend bei ihm vorbeizukommen. Es reicht nicht aus zu sagen: (i) X führt im Schilde, daß ich vorbeikommen soll; und (ii) er führt im Schilde, daß ich (i) erkennen soll. Aus (i) und (ii) folgt beispielsweise *nicht*, daß ich aufgrund von etablierten Konventionen Ärger bekommen könnte, wenn ich der Bitte von X nicht nachkommen sollte, oder daß X *mit Recht* enttäuscht sein könnte. Aus einem bloßen *Erkennen* von irgendwelchen noch so komplexen 'im Schilde geführten' individuellen Absichten kann ja grundsätzlich für mich, den Adressaten, keinerlei öffentlich einforderbare Verpflichtung gegenüber dem Sprecher entstehen. Auch umgekehrt kann der Adressat durch Preisgabe dessen, was er im Schilde führt, keine Verpflichtungen übernehmen. Durch seine Bitte hat X bei mir aber durchaus eine kommunikativ einforderbare Verpflichtung erzeugt – und sich selbst dazu verpflichtet, die Berechtigung seiner Bitte im Zweifelsfalle nachweisen zu können; mir dankbar zu sein, wenn ich der Bitte Folge leiste; usf. Andererseits ist es *für eine Beschreibung des kommunikativen 'Funktionierens' der von X geäußerten Bitte* völlig irrelevant, was X mit seiner Bitte womöglich *tatsächlich* im Schilde geführt hat. Es kann ja sogar sein, daß X hofft, daß ich *nicht* komme, weil seine Bitte in mir die Befürchtung weckt, X wolle eine private Auseinandersetzung mit mir vom Zaun brechen.

Die Intentionen, mit denen Erklärungen des Griceschen Typus hantieren müssen, sind demnach Intentionen anderer Art. Es geht nicht um das inferierte „private“ im-Schilde-Führen, das lediglich Ausgangspunkt für Vermutungen über zukünftige Geschehnisse sein kann; sondern es geht um ein *öffentliches* Wollen, das z.B. einforderbare Verpflichtungen erzeugt. Die 'Absichten' der maushungrigen Katze erzeugen keine Verpflichtungen. Die Standardstrategie von Griceanern zur Modellierung des 'Öffentlichkeitscharakters' der fraglichen Intentionen besteht darin, eine unendliche Kaskade von beliebig tief verschachtelten Intentionen beim Sprecher anzunehmen: S will, daß A merkt, daß S will, daß A merkt, daß ..., daß A merkt, daß S p will; dabei ist 'will' wiederum im Sinne von 'führt im Schilde' zu lesen. Abgesehen von der offenkundigen Absurdität dieser und ähnlicher Vorschläge (vgl. Kemmerling 1979) überwindet keine explanatorische Strategie dieses Typs das bereits geschilderte Grundproblem, wie 'private' Zustände eines Individuums 'öffentliche' Verpflichtungen erzeugen können sollen.

#### 4. Exkurs (II): 'Öffentliche Einstellungen' in der Kommunikationstheorie

Bleibt die Frage, wie man 'öffentliches Wollen' denn dann konzipieren soll. Unsere Antwort ist einfach: 'Öffentliches Wollen' ist immer schon *kommunikativ-sprachlich zugeschriebenes Wollen*. Mit anderen Worten: Wenn wir *wissen wollen*, unter welchen Umständen jemandem gewisse Intentionen oder, allgemeiner, 'Einstellungen' zugeschrieben werden dürfen, dann müssen wir uns die *kommunikative Praxis* ansehen, innerhalb welcher diese Zuschreibungen geschehen. Nur so kann beispielsweise deutlich werden, daß zugeschriebenen Intentionen keine verborgenen mentalen Zustände der betreffenden Individuen entsprechen<sup>10</sup>, die dann den 'eigentlichen' Gegenstand unserer Kommunikationstheorie ausmachen. Vielmehr wird klar, daß Zuschreibungen von Intentionen *selber* kommunikative Akte mit einer bestimmten 'Rolle' oder einem bestimmten 'Zweck' innerhalb unserer sozialen Interaktionen sind. Dementsprechend 'gibt es' keine Intentionen 'an sich', sondern es gibt nur Situationen, in denen es *nach den jeweiligen sozialen Konventionen* üblich oder möglich ist, Intentionen kommunikativ zuzuschreiben, *um* damit z.B. unerwartetes Verhalten zu erklären, sich zu rechtfertigen und ähnliches. Dazu ein einfaches Beispiel. Wenn hierzulande jemand in öffentlichen Räumen zur Zigarette greift, werden wir ihm in den meisten Fällen das Wissen unterstellen können, daß aktives ebenso wie passives Rauchen gesundheits-schädigend ist. Überdies kann man im Normalfall davon ausgehen, daß niemand zum Rauchen in öffentlichen Räumen *gezwungen* ist, auch dann nicht, wenn er süchtig sein sollte. *Dennoch* ist es nicht üblich, solchen 'Öffentlichkeitsrauchern' die *Intention* zu unterstellen, sich selbst oder anderen Schaden zuzufügen, obwohl sie ihnen ja wissentlich und unnötig leicht vermeidbaren Schaden zufügen. Man spricht in solchen Fällen vielmehr von Gewohnheit oder allenfalls von Rücksichtslosigkeit.

Wesentlich hieran ist der Umstand, daß die 'Regeln' für Intentionszuschreibungen offensichtlich konventionellen Charakter aufweisen. In einer Gesellschaft, in der öffentliches Rauchen auch dort, wo es offiziell eigentlich zulässig ist, stigmatisiert und ein heftig debattiertes Thema ist, ist es nämlich durchaus denkbar, daß in der Öffentlichkeit Rauchenden die absichtliche Gefährdung anderer unterstellt wird. Hier wird auch der zweckgebundene Charakter solcher Zuschreibungen deutlich: Die Unterstellung einer Absicht dient dazu, den Raucher angreifbar zu machen.

Die Schlußfolgerung aus den vorangegangenen Betrachtungen muß sein, daß wir Kommunikation deswegen nicht auf Konstellationen von Einstellungen/Intentionen der beteiligten Kommunikanten zurückführen können, weil dieses Vorhaben aufgrund des öffentlich-kommunikativen

---

<sup>10</sup> Damit ist selbstredend nicht geleugnet, daß es irgendwelche Zusammenhänge etwa zwischen neuronalen Zuständen und zuschreibbaren Einstellungen geben kann und sicher auch geben wird; es geht hier nur darum, daß diese Zusammenhänge *für unsere Zuschreibungspraxis* keine Rolle spielen können. Ob aber jemand eine bestimmte Intention 'hat' oder nicht, entscheidet immer nur diese Praxis.

Charakters der betreffenden Intensionszuschreibungen *zirkulär* wäre. Denn um angeben zu können, wann jemandem welche Einstellungen unterstellt werden dürfen, müßten wir bereits über eine komplette Beschreibung des jeweiligen 'Kommunikationssystems' verfügen. Natürlich heißt das nicht, daß die Verwendung von Begriffen wie 'Absicht' oder 'Überzeugung' nunmehr in allen erdenklichen theoretischen Kontexten verboten wäre. Lediglich als Letztfundament einer Erklärung des Kommunikationsbegriffes sind diese Konzepte nicht verwendbar.

Damit dreht sich in gewisser Weise die Last der Erklärung um. Anstatt Kommunikation auf Intentionen des Sprechers zurückzuführen, müssen wir ~~zum~~ *einen* die kommunikativen Regeln für Intensionszuschreibungen untersuchen, d.h. wir müssen herausfinden, unter welchen Umständen wir welche Intentionen zu welchen Zwecken zuschreiben. Als Korollar einer solchen allgemeinen Untersuchung könnte sich dann durchaus ergeben, daß es sinnvoll möglich ist, Sprechern tatsächlich in vielen Fällen die Griceschen Intensionskonstellationen zuzuschreiben, wenn auch nicht mehr unter der Prämisse, damit notwendige und hinreichende Bedingungen z.B. für das Vorliegen kommunikativer Akte angeben zu wollen.

*Zum anderen* müssen wir überhaupt erst erklären, *was es heißt*, jemandem 'propositionale Einstellungen' zuzuschreiben. Dies ist die bei weitem fundamentalere Aufgabe. Dazu müssen wir die Rolle tatsächlicher Zuschreibungsakte in unseren Interaktionen klären; und wir müssen klären, vermöge welcher Eigenschaften gewisse Sprechakte überhaupt als Einstellungszuschreibungen fungieren. Wir werden sehen, daß hierzu notwendig auch *syntaktische* Eigenschaften gehören.

## **5. Grammatische Beschreibung**

Nach den bisherigen, eher destruktiven Bemerkungen stellt sich die Frage, ob man der von Chomsky verteidigten Idee universaler formalsyntaktischer Prinzipien jegliche Berechtigung abkennnen muß, wenn man den skizzierten Wittgensteinschen sprachphilosophischen Grundauffassungen zustimmt. Diese Frage soll hier verneinend beantwortet werden. Es soll lediglich bestritten werden, daß die Prinzipien in ihrer Gesamtheit eine empirische Theorie des LAD sein können. Dementsprechend müssen wir ihnen eine andere *metatheoretische Deutung* geben. Ob die parametrisierten Prinzipien in irgendeiner Form *tatsächlich* empirisch validierbar sind, soll und kann hier nicht diskutiert werden.

Unsere bisherigen Reflexionen legen es nahe, nach einem theoretischen *Brückenschlag* zwischen einem gebrauchts- und bedeutungsorientierten Sprachkonzept einerseits und den verschiedenen

gängigen Formen grammatisch-syntaktischer Analyse andererseits zu suchen, einem Brückenschlag, der eine 'Fundierung' in einem vermeintlich vor-grammatischen und vor-einzelsprachlichen Bedeutungskonzept ebenso vermeidet wie die 'Fundierung' in einem vermeintlich von Bedeutungsfragen ablösbaren Strukturkonzept. Dazu ist es erforderlich, die *Praxis* in Augenschein zu nehmen, innerhalb derer wir grammatische Strukturbeschreibungen im weitesten (auch Morphologie und Teile der Semantik und Phonologie einschließenden) Sinne vornehmen und im konkreten Fall begründen. Die folgenden Bemerkungen zum Begriff der *grammatischen Struktur* sind als eine erste grobe Skizze eines solchen Projektes zu verstehen.

- a) Grammatische Strukturen sind keine Eigenschaften von *Sätzen*, sondern zunächst von konkreten *Äußerungen*. Ein Satz ist eine (offene) Klasse tatsächlicher und möglicher Äußerungen, denen wir dieselbe syntaktische Analyse zukommen lassen.
- b) Indem wir Äußerungen (oder Teilen davon) grammatische Strukturen zuweisen, *vergleichen* wir sie mit anderen tatsächlichen oder möglichen Äußerungen. Dafür ein triviales Beispiel aus der Morphologie: Wir analysieren das Wort *Hunde* nur deswegen in zwei Morpheme *Hund-* und *-e*, weil es z.B. auch die Singularform *Hund* desselben Lexems gibt. Komplexe syntaktische Beschreibungen, die auch Angaben zur Morphologie und Semantik enthalten, sind „Querverweise“ auf zahlreiche „verwandte“ Beschreibungen anderer (Klassen von) Äußerungen.
- c) Die grammatische Beschreibung einer Äußerung hängt also davon ab, welche anderen Äußerungen noch als „hinreichend verwandt“ betrachtet werden. Wenn hinreichend relevante Verwandtschaft angenommen wird, dann wird sie gewissermaßen in ein formal festgeschriebenes *Verhältnis zwischen den jeweils zugeschriebenen grammatischen Strukturen* abgebildet. Ob ein hinreichendes Verwandtschaftsverhältnis vorliegt, ist jedoch keine reine Tatsachenfrage, sondern relativ zu den Beschreibungsinteressen des Linguisten. Hier sei an die Behandlung von (englischen) Passivsätzen in der generativen Literatur erinnert. Ursprünglich wurden Passivkonstruktionen geradezu nur im Verhältnis zu Aktivsätzen beschrieben, insbesondere unter Verwendung transformationaler Operationen. Spätestens mit der Einführung des Prinzipien- und Parametermodells begann sich jedoch eine „autonomere“ lexikalistische Behandlung des Passivs durchzusetzen, die nicht mehr auf einer Korrelation von Passiv- mit „korrespondierenden“ Aktivsätzen beruht. Es hat sich gezeigt, daß diese Vorgehensweise fruchtbarer ist als die frühere; das ändert jedoch nichts daran, daß die Entscheidung über die „Vergleichbarkeit“ von Äußerungen nicht operationalisierbar oder letztbegründbar ist, sondern auf normativen, beobachterseits etablierten Vorgaben und theorieinternen Überlegungen beruht.

- d) Der Vergleich von (tatsächlichen wie bloß möglichen) Äußerungen ist kein Vergleich bloßer Laut- oder Schriftketten, wie letztlich schon der Hinweis auf die Analyse 'homonymer Strukturen' à la *Flying planes can be dangerous* zeigt. Vielmehr vergleichen wir immer nur solche Äußerungen, zwischen denen 'bedeutungsmäßige Beziehungen' bestehen. Genauer – und aus einer Wittgensteinschen Perspektive formuliert – heißt dies, daß die Verwandtschaft der von uns angesetzten grammatischen Strukturen zweier Äußerungen letztlich *auch* immer auf einer produktiven 'Verwandtschaft' zwischen dem *Gebrauch*<sup>11</sup> der betreffenden Äußerungen in ihrem jeweiligen Kontext begründet sein muß. Eine Elaboration dieser These ist selbstverständlich außerordentlich kompliziert.<sup>12</sup>
- e) So wäre es sicher unsinnig, annehmen zu wollen, daß zwischen zwei Äußerungen, in denen das direkte Objekt jeweils ein feminines Substantiv ist, nun aufgrund der angenommenen 'syntaktischen Verwandtschaft' irgendwelche Gebrauchsbeziehungen bestehen. Der Punkt ist aber, daß in *allen* Rechtfertigungen für angenommene Gemeinsamkeiten in der grammatischen Beschreibungen mehrerer Äußerungen Gebrauchsbeziehungen zumindest *indirekt* eine Rolle spielen. v. Savigny führt dies am Beispiel der Unterscheidung zwischen den zwei Phänomenen [ə] und [t] im Deutschen in einer instruktiven Randbemerkung vor (Savigny 1996, 249):
- „Verschieden ... sind [ə] und [t] also deshalb, weil „hoffe“ und „hofft“ verschiedene Wortformen sind (und aus vielen gleichartigen Gründen). Warum sind „hoffe“ und „hofft“ verschiedene Wortformen? Weil „Ich hoffe auf ihren Anruf“ und „Er hofft auf ihren Anruf“ verschiedene Sätze sind (und aus vielen gleichartigen Gründen). Warum sind „Ich hoffe auf ihren Anruf“ und „Er hofft auf ihren Anruf“ verschiedene Sätze? Weil man in ein und derselben Situation damit eine Hoffnung oder aber einen Bericht äußern kann (und aus vielen gleichartigen Gründen). Warum ist die Äußerung einmal ein Hoffnungsausdruck, einmal ein Bericht? Weil die übliche Reaktion darauf einmal die für einen Hoffnungsausdruck, einmal die für einen Bericht charakteristische Reaktion ist.“
- Diese Überlegungen, die der Betrachtung der 'sozialen Rolle' kompletter Äußerungen in ihrem Kontext ein gewisses metatheoretisches Primat einräumen, sind sicher enorm verkürzend, weisen aber in die richtige Richtung.
- f) Die 'Gebrauchsbeziehungen' zwischen verschiedenen, syntaktisch verwandten Äußerungen erschöpfen sich auch in grundlegenden Fällen nicht in bloßen Analogieverhältnissen bzw. in der metaphorischen Ausdehnung vorhandener Gebrauchsweisen auf neue Fälle. Die 'inhaltlichen' Beziehungen zwischen zwei Sätzen, die ein gemeinsames grammatisches Merk-

<sup>11</sup> Unter *Gebrauch* verstehe ich hier die Rolle, die die betreffende Äußerung im Gesamtgeflecht der sozialen Interaktionen und (nicht nur verbalen!) Handlungen spielt.

<sup>12</sup> Einen wichtigen Beitrag zu einem auf der 'Ausdrucksseite' hinreichend komplexen Begriff von *struktureller Analogiebildung* haben erst jüngst Itkonen und Haukioja (1997) vorgelegt und dabei gezeigt, daß die einschlägigen, von Chomsky vorgetragenen Argumente gegen die Rolle von Analogiebildungen beim Spracherwerb auf einem zu simplistischen Verständnis von Analogie als bloß materiell-physischer Entsprechung beruhen. Dem Vorschlag der beiden Autoren fehlt jedoch eine ausgearbeitete Theorie der 'Gebrauchsverhältnisse'.

mal haben, können vielmehr *beliebig kompliziert* sein, solange sie produktive, wiederverwendbare Muster darstellen oder zumindest darstellen können. Betrachten wir etwa die beiden folgenden Sätze:<sup>13</sup>

(i) Er kommt.

(ii) Ich erwarte, daß er kommt.

Beide Sätze enthalten den Teilausdruck /er kommt/.<sup>14</sup> Die 'sozialen Interaktionskontexte', in denen konkrete Äußerungen dieser Sätze stehen, sind jedoch grundverschieden. Welcher Zusammenhang besteht dann zwischen den Sätzen? Wer (ii) äußert, erzeugt damit (in bestimmten Kontexten) die konventionelle Erwartung, daß er erstaunt *wäre*, wenn klar *würde*, daß diejenige Situation, in der jemand (oder der Sprecher selbst) (i) als sachliche Feststellung angemessen äußern *könnte*, nicht eingetreten ist und auch nicht mehr eintreten wird. Der Gebrauchszusammenhang zwischen (i) und (ii) ist – in einem naheliegenden Sinne dieses Wortes – „virtuell“. Er ist nicht nur außersprachlich konstituiert, weil Situationen in einen Zusammenhang gebracht werden, in denen *derselbe sprachliche Ausdruck* (im vorliegenden einfachsten Fall: eine bestimmte Lautkette) verwendet wird<sup>15</sup>; die 'Gemeinsamkeit' zwischen Äußerungsinstanzen von (i) und (ii) beruht also nicht darauf, daß die 'Semantik' von (i) und (ii) eine gemeinsame Konstituente (eine „Proposition“) beinhaltet, die sich auf sprach- und syntaxunabhängige Weise beschreiben ließe. Der Zusammenhang ist umgekehrt aber auch nicht rein innersprachlich konstituiert. Hier wie anderswo scheitert jedoch der Versuch, einen Sprachvon einem Weltanteil gewissermaßen logisch 'abtrennen' zu wollen.<sup>16</sup> – Auch die enorme Vielfalt der Verwendungsweisen „eines und desselben Ausdrucks“ läßt sich durch das Konzept der virtuellen Gebrauchszusammenhänge befriedigend erfassen, ohne uns auf eine sonderbare Ontologie von Grund- oder Gesamtbedeutungen zu verpflichten.

- g) An dieser Stelle wird nun auch der „syntaktische Anteil“ an der Möglichkeit von Intentionzurweisungen deutlich: Er setzt nämlich eine kommunikative Praxis voraus, in der Gebrauchsplus-Ausdrucks-Verhältnisse wie beispielsweise dasjenige zwischen den Sätzen (i) und (ii) ein produktives Muster darstellen. Wenn ich eine konkrete Äußerung des Satzes *Er kommt* kommentiere, indem ich sage: *Sie will, daß ich glaube, daß er kommt*, dann operiere ich mit einem ähn-

<sup>13</sup> Vgl. PU 444 und zu den folgenden Ausführungen, insbesondere zum Konzept der 'virtuellen' Gebrauchszusammenhänge, die grundlegende Monographie von Schneider (1992).

<sup>14</sup> Ich verzichte hier aus naheliegenden Gründen auf größere Präzision in der Beschreibung und gebe nur Andeutungen, deren Ausformulierung durchaus recht kompliziert sein kann.

<sup>15</sup> In komplexeren Fällen setzt eine Beschreibung des 'Ausdruckszusammenhangs' zwischen zwei Äußerungen, die ja der Rechtfertigung grammatischer Beschreibung dient, eine grammatische Beschreibung anderer Aspekte der verglichenen Äußerungen bereits voraus. Dies trifft eigentlich schon in unserem kleinen Beispiel zu, wo die syntaktische Gemeinsamkeit sich nur wegen des Fehlens weiterer Satzglieder als Identität zweier unanalysierter Lautketten beschreiben ließ. Wissenschaftstheoretisch kann man diese interne Verschränktheit grammatischer Analyse mit dem Schlagwort des „kohärentistischen Aufbaus“ grammatischer Analyse näher umreißen, vgl. Balzer, Moulines, Sneed (1987).

<sup>16</sup> Am Beispiel des Problems der sprachlichen Referenz wird dies in Meyer (1997) vorgeführt.

lichen, ebenfalls produktiven Verhältnismuster, und ich nutze die Existenz dieses Musters aus, wenn ich die beiden eben erwähnten Äußerungen grammatisch als Instantiierungen von Sätzen mit einer identischen syntaktischen Komponente (einem Satz mit dem Subjekt *er* und dem Prädikat *kommt*) beschreibe. Die grammatische Analyse verweist notwendigerweise auf vorgängige, komplexe soziale Gebrauchsweisen von Äußerungen; und umgekehrt setzt eine Beschreibung dieser Gebrauchsweisen eine grammatische Analyse voraus.

## 6. Schlußfolgerungen: Syntax, Spracherwerb und Universalien

Unsere Zuschreibungen von grammatischen Strukturen beruhen immer auch auf einer Betrachtung des sozialen Gebrauchs der betrachteten Äußerungen. Sie sind überdies beschreibungsabhängig insofern, als sie die spezifischen Interessen und theorieimmanenten Voraussetzungen des linguistischen Beobachters reflektieren, der unter anderem auswählt, „was mit was in einen Beschreibungszusammenhang gebracht wird“. Grammatische Beschreibung erfaßt keine im engeren Sinne 'objektiven' sprachlichen Gegebenheiten und handelt nicht über „bloß formale“ Eigenschaften von Sprache. Insofern können auch Chomskys Prinzipien, die ja universale Beschränkungen über syntaktische Strukturen sein sollen, auch nicht als humanbiologische, neurophysiologische oder etwa psychologisch-kognitive Aussagen verstanden werden, weil die konkreten grammatischen Beschreibungen, über die sie empirisch gewonnen und mit deren Hilfe sie gerechtfertigt werden, Aussagen über eine soziale Praxis sind, die nicht auf „private“ Gegebenheiten des einzelnen Individuums abbildbar ist.

Chomsky übersieht, daß die vom Kind erworbene sprachliche Kompetenz keine bloße Fähigkeit zur Bildung syntaktisch wohlgeformter Lautketten ist, sondern insbesondere auch das hochkomplexe Wissen umfaßt, wann welche dieser Laut- (oder Gebärden-) Ketten angemessen und mit welchen konventionellen Resultaten zu verwenden ist.<sup>17</sup> Die obigen Überlegungen legen nahe, daß und wie die komplexen Regularitäten des Gebrauchs überhaupt erst festlegen, wie wir als Linguisten Äußerungen grammatisch-syntaktisch sinnvoll analysieren können. Entsprechend erlernt das Kind die Syntax seiner Sprache, indem es lernt, produktive Muster von Gebrauchsverhältnissen und -verwandtschaften zwischen verschiedenen Äußerungen zu erkennen und selber auszunutzen. Diese Muster haben selbstverständlich immer auch eine 'ausdrucksseitige' Komponente: Lautfolgen wiederholen sich, erfahren systematische Änderungen, werden umgestellt usf. Es ist jedoch empirisch plausibel anzunehmen, daß die Komplexität dieser aus-

<sup>17</sup> Vgl. ausführlicher hierzu Feilke (1996, v.a. 30).

drucksseitigen Verhältnisleichungen durch die genetisch bedingte Verarbeitungsfähigkeit des menschlichen Gehirns beschränkt ist, und daß genau diese Beschränkung in sehr indirekter Weise in den Chomskyschen Prinzipien reflektiert sein könnte. Damit zeichnet sich in zweifacher Hinsicht eine Reinterpretation der Prinzipien ab. Dort, wo wir ihre Gültigkeit empirisch prüfen können, sagen sie uns nicht, wie Syntax funktioniert – sondern nur, daß *wir* gewisse, durch die Prinzipien selber determinierte Aspekte einer kommunikativen Praxis erfolgreich so beschreiben können. Der Grund für die übereinzelsprachliche Anwendbarkeit dieser Prinzipien liegt nicht darin, daß sie als individuell ererbte und ontogenetisch modifizierte Privatsprache unserer öffentlichen Sprache zugrundeliegen; sondern vielmehr reflektieren sie unter anderem, in vermutlich außerordentlich indirekter Form, Grenzen menschlicher Informationsverarbeitungsprozesse, die letztlich sicher stochastischer Natur sind.

## Literatur

- Balzer, W., Moulines, C. U., Sneed, J.: 1987, *An Architectonic for Science* [=Synthese Library 186], Dordrecht.
- Chomsky, N.: 1965, *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge, Mass.
- Chomsky, N.: 1986, *Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use*, New York.
- Chomsky, N.: <sup>2</sup>1996, *The Minimalist Program* [=Current Studies in Linguistics 28], Cambridge, Mass.
- Feilke, H.: 1996, *Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik*, Frankfurt a. M.
- Grewendorf, G.: 1995, *Sprache als Organ – Sprache als Lebensform*, Frankfurt a. M.
- Grice, H. P.: <sup>3</sup>1993, *Studies in the Way of Words*, Cambridge, Mass.
- Itkonen, E., Haukioja, J.: 1997, „A Rehabilitation of Analogy in Syntax (and Elsewhere)“, in: Kertész, A. (ed.), *Metalinguistik im Wandel: die 'kognitive Wende' in Wissenschaftstheorie und Linguistik* [=Metalinguistica 4], Frankfurt a. M., 131-177.
- Jones, O. R. (ed.): 1971, *The Private Language Argument*, London.
- Kemmerling, A.: 1979, „Was Grice mit 'Meinen' meint“, in: Grewendorf, G. (ed.), *Sprachakttheorie und Semantik*, Frankfurt a. M., 67-118.
- Kripke, S. A.: 1982, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, Oxford.
- Kutschera, F. v.: 1991, „Kripke's Doubts about Meaning“, in: Schurz, G., Dorn, G. (eds.), *Advances in Scientific Philosophy. Essays in Honour of Paul Weingartner*, Amsterdam, 367-378.
- Luhmann, N.: 1984, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M.
- Meggle, G.: <sup>2</sup>1994, *Grundbegriffe der Kommunikation*, Berlin.



- Meyer, P.: 1997, „Referenz und ihre Gegenstände. Bemerkungen zur Pragmatik eines sprachphilosophischen Begriffs“, in: Weingartner, P., Schurz, G., Dom, G. (eds.), *Die Rolle der Pragmatik in der Gegenwartsphilosophie. Beiträge des 20. Internationalen Wittgenstein Symposiums 1997*, Kirchberg am Wechsel, 646-652.
- Savigny, E. v.: 1993, *Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die „ordinary language philosophy“*, Frankfurt a. M. [dritte, veränderte Ausgabe]
- Savigny, E. v.: 1996, *Der Mensch als Mitmensch. Wittgensteins 'Philosophische Untersuchungen'*, München.
- Schneider, H. J.: 1992, *Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache*, Frankfurt a. M.
- Wittgenstein, L.: 1984, *Philosophische Untersuchungen*, in: *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt a. M., 225-581.